

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 55 (1975-1976)
Heft: 4: Wird die Schweiz unregierbar?

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch

ALFRED ILG, BERNHARD DERNBURG – ZWEI AFRIKAPIONIERE DER JAHRHUNDERTWENDE

In der Reihe «Beiträge zur Kolonial- und Überseegeschichte», herausgegeben von Rudolf von Albertini (Zürich) und Heinz Gollwitzer (Münster i. W.) sind zwei bedeutsame Arbeiten erschienen, je von einem der Herausgeber betreut: *Willi Loepfe*, Alfred Ilg und die äthiopische Eisenbahn, und *Werner Schiefel*, Bernhard Dernburg, 1865 bis 1937, Kolonialpolitiker und Bankier im wilhelminischen Deutschland¹.

Seltsam, dass man gleich innewird, wie Ilgs und Dernburgs Laufbahn und Werk übereinstimmende, zum Teil parallele Aspekte aufweisen, obwohl die beiden nach Herkunft, ja auch nach Beruf ganz andere Ausgangspositionen hatten und sehr verschiedene Charaktere waren. Ihre Aufgaben deckten sich zeitlich und geographisch nicht genau; aber beide waren Pioniere und Exponenten eines abendländischen Expansionsdranges, der Afrika dem Geist europäischer Zivilisation, dem Fortschritt der Technik einverleiben wollte. Ihre Erscheinung und ihre Leistung ist – aus ganz spezifischen Gründen – aussergewöhnlich, ihr Einsatz markiert eine Wende im kolonialpolitischen Geschehen. Ilg weckt das feudale christliche Kaiserreich Äthiopien aus dem «Schlaf»; dem Schweizer wird die Spitzenstellung im Rate des Herrschers zuteil, damit er das Land ökonomisch-technisch erschliesse. Der Bankier Dernburg wird in einer kritischen Si-

tuation der deutschen kolonialpolitischen Entwicklung unter Reichskanzler von Bülow zum ersten deutschen Staatssekretär der Kolonien ernannt, um in die Verwaltung der afrikanischen Kolonien neuen Schwung zu bringen und eine neue Konzeption zu verwirklichen. Beiden gemeinsam war die Akzentuierung des kommerziellen Aspektes des Kolonialismus und daher die Befürwortung verkehrstechnischer Erschliessung durch den Bau von Eisenbahnen als einer Basis der Erstarkung der kolonialen Wirtschaft.

Die Arbeit von Werner Schiefel gehört zu den Bemühungen eines Kreises von jungen Deutschen, die sich der Aufgabe der Revision, Rehabilitierung und oft Neueinstufung von durch die Nazi-Historiographie zu «Unpersonen» gestempelten Persönlichkeiten der Weimarer Ära widmen. Zu diesen gehört *Bernhard Dernburg* zweifellos, nicht nur wegen seiner (halb-)jüdischen Abstammung, sondern besonders auch wegen seiner politischen Gesinnung eines «Links-Liberalen» und seiner massgeblichen Rolle in der Deutschen Demokratischen Partei 1920–1930, als einer ihrer Gründer, dem zuvor noch, als zeitweiligem Finanzminister zur Zeit der Schlussverhandlungen von Versailles (Frühjahr 1919), eine Beteiligung an dem «Schmachtfrieden» angelastet werden konnte.

Aber hier interessiert nur, was auch

in Schiefels Arbeit das zentrale Anliegen ist, der Dernburg der sogenannten «Dernburg-Ära» des Reichskolonialamtes (eine geläufige Bezeichnung in wilhelminischer Zeit). Nehmen wir es gleich vorweg. Nach des Verfassers wohlabgewogener Beurteilung kann man von einer «Ära Dernburg» mit einem gewissen Recht sprechen, insofern der nach einjährigem Einsitz zum ersten Kolonialamts-Staatssekretär erkorene Bankier Dernburg durch einen neuen Stil, zumal durch seinen markanten persönlichen Einsatz, zum Beispiel durch gut zur Schau gebrachte Afrika-Inspektionen, den Problemen der deutschen Afrikakolonien ein stärkeres Relief gegeben hat.

In der Bismarckzeit huldigte man, in einer ersten Phase der deutschen Intervention (1884–1890), der Idee eines «informal empire», das heisst der Idee eines blossen staatlichen Schutzes sich selbst überlassener Kolonialgesellschaften. Später schritt man zuerst einmal zu weiteren Interventionen und hoffte auf dem Weg einer «Konzessionspolitik» vorwärtszukommen (1890–1900). Im neuen Jahrhundert zeichnet sich von 1900 bis 1906 ein Umschwung ab, indem – infolge des Versagens bei Anlass des Herero-Aufstandes (blutige Niederwerfung) – die Kritik im Reichstag wächst. Diese sucht man mit der Berufung Dernburgs (1906), eines Fachmannes der Finanz, auch eines «starken Mannes», aufzufangen. Eine Umbildung der Methoden sowohl in der Verwaltung wie in der Behandlung des Eingeborenenproblems findet statt, die auch nach dem Rücktritt Dernburgs von dessen Nachfolgern (bis 1914) fortgeführt wird. Schiefel zeigt, dass mit der Neuordnung des Finanzwesens eine Stärkung der Selbstverwaltung und Vermin-

derung der Reichszuschüsse erstrebt wurde; dass dank einer rationelleren Erschliessungspolitik ein relativer wirtschaftlicher Aufschwung sich abzeichnete, und dass es gelang, dem bisher schwach verankerten Kolonialgedanken in breiteren Volksschichten Auftrieb zu geben. Dies geschah offensichtlich im Stadium des sich allseits verbreitenden «Weltmachtstrebens» und der Idee deutscher Kulturmission.

Die Frage der Bewertung des eigentlichen Beitrags von Dernburg ist vermutlich nicht ganz zu klären, nachdem die umfangreichen Dernburg-Archivalien im Zweiten Weltkrieg insgesamt verbrannt sind. Deutlich wird, dass Dernburgs politischer Kurs die Siedlergruppe in Deutsch-Ostafrika gegen sich aufbrachte, weil er sich für eine wesentliche Förderung der Eingeborenenwirtschaft einsetzte, und dass er in Südwestafrika von einer Kleingüterwirtschaft deutscher Neueinwanderer abriet und – bei Kenntnisnahme von Diamantfunden in der gleichen Kolonie – Verträge mit Grossfinanzinstituten befürwortete.

So machte er sich die deutschen Agrarinteressen zu Gegnern, die Gruppe, die, im «Bürgerblock» mit den Liberalen und der Fortschrittspartei vereinigt, 1906 den Finanzfachmann ans Ruder gebracht hatte. Schliesslich warf man ihm von seiten der Rechten vor, er sei zu «rational-kapitalistisch» und zu «schematisch-humanitär». Das «Zentrum», zur Zeit seiner Berufung im regierungsgegnерischen Lager, konnte sich bei der parteipolitischen Umgruppierung 1910 an Dernburg rächen, und so verliess er 1910 sein Amt.

In Dernburgs Laufbahn und Schicksal spiegelt sich ein Stück Wilhelminismus im wahrsten Sinn. Charakterlich

gibt es auffallende Ähnlichkeiten in Art und Wesen des Bankiers mit dem des Kaisers, ein Zug ins Prahlerische und Pompöse und, bei bedeutender Intelligenz, ein unausgewogenes Temperament. Der Kaiser mochte den Bankier gut.

Mit Dernburg trat in das Korps des adelig-akademischen Beamtentums ein; er blieb ein Fremdling in einer Umgebung, die ihm nicht wohl gesinnt sein konnte. Als er in London erschien, wurde er als ein bedeutender Staatsmann gefeiert. Sein Ansehen bei den Briten und Amerikanern war grösser als zu Hause. Das ist nicht verwunderlich, da er seine Sporen nicht an deutschen Universitäten verdient hatte, sondern frühzeitig in den Vereinigten Staaten in finanzielle Unternehmungen eingetreten war, so dass er in Deutschland, nachdem er sich als Sanierungsfachmann einen Namen gemacht hatte, zum Leiter einer Grossbank aufsteigen konnte. Dann erst ging er in die Politik.

Walther Rathenau, einst Dernburgs offizieller Begleiter bei dessen erster Afrika-Inspektion und wie Dernburg aus der Wirtschaft in die Politik hinübergeholt, führte Deutschland nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg neuen Horizonten entgegen. Solches vermochte Dernburg nicht zu leisten. Seine Kenntnis der angelsächsischen Wirtschaft war nicht in eine Weltanschauung eingebaut. Er blieb ein Finanz- und Verwaltungsexperte. Als liberaler Politiker vertrat er gegenüber dem Trend einer spezifisch deutschen, rassistisch-kulturellen Weltmission einen humanitären Missionsgedanken mit viel Verständnis für die kirchlichen Kolonialwerke. Er hat jenen Anpassungsprozess zwischen Deutschland und Ame-

rika vorbereitet, der heute weltpolitisch bedeutsam geworden ist.

*

Wenn es in der Dernburg-Studie heisst: «phantasievoll, machtbewusst, energiegeladen und unbürokratisch ragte er ... hervor», so lässt sich das gewiss auch von *Alfred Ilg*, dem Schweizer Ingenieur, sagen, der dreissig Jahre lang im Dienste des Negus Menilek (von 1876 bis 1906) die Funktion eines Staatsministers für Wirtschaftsfragen und Beziehungen zu den europäischen Mächten versah, einziger Staatsrat war (bis er bei seinem Rücktritt von einem Ministerium abgelöst wurde) und den äthiopischen Ehrentitel «Bitwoded» (der «Hochgeschätzte») zugeteilt erhielt (1897). Ilg war ausgebildeter Ingenieur (ETH), Dernburg Bankier und Börsenfachmann; aber beide zog es weg aus dem geschützten Bereich ihres ursprünglichen Wirkens ins Geschäft der Politik. Beide gehören zur Gruppe von Unternehmern in der Politik und markieren damit die Wende im imperialistischen Konzept, das die koloniale Expansion als ein Werk von Wirtschaft und Staat verstand, als the White man's burden, als «mission civilisatrice». Solches stand für Alfred Ilg fest: Äthiopien sollte zur Zivilisation hingeführt werden, musste sich dem «Fortschritt» erschliessen.

Man hat von Dernburg und von Ilg gesagt, sie seien als Aussenseiter zu Ruhm gelangt. Ja, aber in gar sehr verschiedener Situation und Konstellation. Ilg war Minister eines afrikanischen Feudalherrn, der vom Rang eines Königs von Schoa auf dem Weg kriegerischer

Eroberung zum Kaiser von Äthiopien aufstieg (1889).

Was uns Heutige an der Gestalt und am Wirken Ilgs interessiert und anzieht, ist die Stellung eines Schweizers, dem es gelingt, in Zusammenarbeit mit dem äthiopischen Kaiser eine Art «schweizerische Neutralitätspolitik» zu betreiben – im Angesicht der Machtkonflikte von Franzosen, Italienern, Briten, Russen (indirekt der Belgier im Kongo), die ihre Position im Nordostzipfel Afrikas zu konsolidieren bestrebt waren.

Man findet bei Loepfe einmal folgendes Zitat aus einem Schreiben des französischen Diplomaten Lagarde: ... «il (Ilg) est Suisse et à ce titre, il se donne toujours comme étranger à toute compétition coloniale européenne». Ilgs Ziel war, Äthiopien vor der Einbeziehung in ein westliches Protektorat zu schützen und dessen Unabhängigkeit zu wahren, aber gleichzeitig der Pionier zu sein, der das Kaiserreich durch das Werk des Bahnbaus der Linie Djibouti-Harrar (später bis Addis Abeba) in seiner Import-Exportposition förderte, das heisst das Land den Anschluss an den Kreislauf des Weltgüterhandels gewinnen liess.

Willi Loepfe erstrebt keine Heroisierung von Alfred Ilg. Mehrfach wird Ilgs Ehrenhaftigkeit erwähnt und abgehoben gegen die Abgefemtheit spekulativer Allüren und undurchschaubarer Machenschaften von Ilgs Geschäftspartnern. Diese Ehrenhaftigkeit hat Ilg das Vertrauen des Herrschers gesichert. Treffend und feinsinnig macht Loepfe in der Schlussbilanz (nachdem er der Meinung Ausdruck gibt, Menilek habe schliesslich im Geldrausch den alten Vertrauten seinen Gegnern preisgegeben) die Bemerkung: «Alfred Ilg (war) in subtiler Weise verstrickt in der

eigentümlichen Beziehung zum äthiopischen Herrscher Menilek, der nicht Freund war, wohl nicht sein konnte, vielmehr Dienstherr auf einem Hintergrund schwer begreifbarer Kultur blieb.» Diesem Verhältnis zum Kaiser stellt der Verfasser mit ähnlich bemerkenswerter Charakterisierung ein Porträt gegenüber, das sich auf den Mann bezieht, der Ilgs engster Geschäftspartner war: «Léon Chefneux andererseits (war) in Abhängigkeiten finanzieller Art gezwängt, letztlich gefangen im Netz der patriotischen Dogmatik französischer Kolonialisten.» Ilg, das schweizerische «Weltkind in der Mitten», ist man geneigt auszurufen!

Dazu kommt eine Diskrepanz, auf die uns der Verfasser selbst aufmerksam macht: das kaiserliche Archiv steht (wie Archive in Sowjetrussland) Fremden nicht offen. Das bedeutet, dass uns der Zugang zum Verständnis des Verhaltens des kaiserlichen Partners Menilek und zur afrikanischen Mentalität fehlt.

Loepfe hat – in kluger Beschränkung – seine Arbeit wesentlich auf das Werk der Djibouti-Eisenbahn ausgerichtet. Gleichwohl versteht er es, den Bahnbau in den Zusammenhang des Kampfes um die Hegemonie in Nordost-Afrika zu stellen, die ganzen verworrenen finanziellen Interessenkämpfe französischer und britischer Gruppen darzulegen und zu zeigen, wie es schliesslich den Franzosen gelingt, durch Mobilisierung parlamentarischer Kolonialfreunde, den französischen Staat mit Unterstützung des Grosskapitals für eine Garantie der Djiboutibahn zu gewinnen, «ohne dass indes die hegemonialen Absichten sich verwirklichen» liessen.

Ilg hatte seine Stellung wahrlich

nicht erschlichen. Ingenieur, der er war, zeigte er sein Können durch Brückenbau, Bewässerungsanlagen und Häuserbau, später auch durch Erschliessung von zeitweilig rentablen Goldminen. Dem Herrscher empfahl er sich speziell durch Reparaturen von Waffen und Beschaffung von Waffen, dank deren Vorhandensein ein wohlgeführtes äthiopisches Heer den italienischen Vormarsch gegen das Hochland bei Adua zurückzuschlagen in der Lage war (1896). Erst nach diesem Sieg war es möglich, die auf Ilgs Namen ausgestellte Eisenbahnkonzession nutzbar zu machen.

Loepfe vertieft unsere militärisch-politisch-diplomatischen Kenntnisse um eine wirtschafts- und finanzpolitische Dimension. Er hat in bewundernswerter Kleinarbeit, dokumentiert mit den verfügbaren Akten der Archive in London, Paris, Rom und Bern und informiert durch Einblick in den Nachlass Ilg (in Zürich) über die persönliche Rolle seiner Hauptfigur, einen bemerkenswerten Beitrag zur Kolonialgeschichte Nordost-Afrikas geliefert. Eine entscheidende Rolle spielte der Umstand (Loepfe bemerkt, es wäre «naiv» es übersehen zu wollen), dass Ilg in einem frühen Stadium einen italienischen Rivalen auszusteichen und das Vertrauen Menileks zu gewinnen vermochte und dann handelte; er begann mit der erhaltenen Konzession für die Bahn Politik zu machen. Damit geriet er schon frühzeitig in Schwierigkeiten; denn hinter Ilg stand keine europäische Grossmacht, im Gegenteil: ein neutraler mitteleuropäischer Kleinstaat. Als Ilg darauf baute, schweizerische Unterstützung bei seiner Arbeit für die völkerrechtliche Anerkennung der Unabhängigkeit Abessinien zu erhalten, erhielt er zur Antwort, dass die Erhaltung gu-

ter Beziehungen zu Italien der Eidgenossenschaft wichtiger sei ... (eine Erinnerung ans Jahr 1936 steigt auf).

An der Stellung Ilgs war etwas Zwiespältiges. Es mussten sich Konflikte daraus ergeben, dass er die Rolle eines äthiopischen hohen Funktionärs spielte und gleichzeitig im Verwaltungsrat eines Unternehmens wirkte, das den Normen des französischen Rechtes unterworfen war.

Ilg ist bald einmal der Bevorzugung Frankreichs gegen Grossbritannien, ein andermal der Begünstigung der Briten bezichtigt worden. Als Entscheidungen fielen, stand Ilg freilich an der Seite der Franzosen gegen Briten und Italiener. Aber das alles endete mit einem französisch-britisch-italienischen Abkommen, das Frankreich die Djiboutibahn praktisch überliess (unter Beteiligung auch nichtfranzösischer finanzieller Gruppen). Das war der Anfang vom Ende von Ilgs Machtstellung am Hofe des Negus. In der Bilanz von Ilg kommt bei Loepfe Frankreich nicht sonderlich gut weg. Denn Loepfe zeigt deutlich, dass mit der Entfaltung des französischen Chauvinismus in Form von Anglophobie und unter Einbeziehung des französischen Grosskapitals die Finanzspekulation in die Parlamentspolitik in Paris einzugreifen vermochte, während das Foreign Office – aufgrund der besiegelten Entente Cordiale – den übergeordneten Interessen westlicher Mächtesolidarität den Vorzug gab.

Loepfe legt in einem statistisch belegten Anhang «Zur Entwicklung des äthiopischen Aussenhandels» dar, dass Ilgs Hauptziel, der Aktivierung ökonomischer Tätigkeit in Abessinien, ein bescheidener Erfolg beschieden war. Im ganzen erkannte Ilg gegen Ende seines Lebens, dass seine Konzeption, Äthio-

pien zu europäisieren, einen utopischen Zug hatte, und er wurde sich bewusst, wie sehr der Sturm um die «Erschließung Afrikas» seitens der europäischen Führungsmächte oftmals das Produkt

abenteuerlicher Unternehmen und wilder Spekulation war.

Max Silberschmidt

¹ Beide Atlantis Verlag, Zürich 1974.

PUBLIZISTIKWISSENSCHAFT: ZU EINIGEN NEUEREN PUBLIKATIONEN

Massenkommunikationsforschung

Die allgemeine Kommunikationswissenschaft, von der neuerdings nicht selten gesprochen wird, ist im Grunde eher eine Zielvorstellung und keine konturierte akademische Disziplin (vgl. «Der Stand der Kommunikationswissenschaft», in: Schweizer Monatshefte 55/2). Real sind vorläufig immer noch bloss sehr verschiedene Kultur-, Sozial- und Naturwissenschaften, die indes mit wachsendem Eifer und zunehmender Komplementarität der Verfahren und Ergebnisse sich um eben diesen gemeinsamen Gegenstand Kommunikation bemühen.

In einer solchen Situation werden integrierende Disziplinen wichtig, die – gewissermassen als Vorformen der allgemeinen Kommunikationswissenschaft – wenigstens für grössere Teilbereiche, als die angestammten Wissenschaften sie hinsichtlich dieses Gegenstandes bearbeiten, einen interdisziplinären Überblick über das Geleistete und noch zu Leistende schaffen und selber Theorien auf dieser Ebene zu entwickeln suchen. Um eine solche Disziplin handelt es sich bei der Publizistikwissenschaft, deren Umrisse hier auf der Grundlage einiger neuerer deutschsprachiger Publikationen ganz summarisch nachgezeichnet werden sollen. In noch

viel stärkerem Mass als bei der allgemeinen Kommunikationswissenschaft verzerrt hier freilich die Beschränkung auf einen bestimmten Sprachbereich das Gesamtbild. Rechtfertigen lässt sie sich denn auch nur angesichts der Tatsache, dass die hier vorgestellten deutschen Sammelwerke bezeichnenderweise sehr viele Übersetzungen angelsächsischer Arbeiten enthalten und damit, nicht selten widerwillig, deren besonderen publizistikwissenschaftlichen Rang bezeugen. Gerade ohne die Rezeption der angelsächsischen Forschung ist nämlich die moderne deutsche Publizistikwissenschaft nicht denkbar.

Was hier als Publizistikwissenschaft bezeichnet wird, ist also eine internationale, aber spezielle Kommunikationswissenschaft, eben diejenige von der publizistischen Kommunikation. Hauptmerkmale derselben sind bekanntlich zum Beispiel relativ allgemeine Zugänglichkeit – daher der Name –, technische Vermitteltheit, Organisiertheit der Produktion, räumlich gestreute Publika. Über diese Kriterien herrscht wohl weitgehendst Übereinstimmung; nur der Name ist strittig, unter dem die mit der Entwicklung der Kommunikationstechnologie zusammenhängenden gesellschaftlichen Phänomene untersucht werden sollen: als «Publizistik», als «Massenkommunikation».

nikation» oder als «Medien». Wenn also drei neuere Publikationen, die mit einigen Reserven als Einführungen in das Gebiet der publizistischen Kommunikation gelten können, die Titel «Einführung in die Massenkommunikationsforschung» (G. Maletzke¹), «Soziologie der Massenkommunikation» (A. Silbermann/U. M. Krüger²) und «Medienforschung» (R. Kurzrock³) tragen, dann dürfen solche Unterschiede in der Gegenstandsbezeichnung nicht überbewertet, freilich auch nicht unterschätzt werden. Silbermann/Krüger deuten ja damit immerhin die Auffassung an, die Soziologie sei die Leitdisziplin, wenn es um die Erfassung der Massenkommunikation gehe, was angesichts der zum Beispiel sicher nicht minder wichtigen psychologischen Dimension befremdet. Der international gängige Begriff ist jedenfalls derjenige der «Massenkommunikation»; im deutschsprachigen Bereich dominiert dagegen, wie auch der Titel der Fachzeitschrift «Publizistik» verrät, die Bezeichnung «Publizistikwissenschaft».

G. Maletzke, dessen Verdienste um die Rezeption der fortgeschrittenen amerikanischen Forschung während der sechziger Jahre im deutschen Sprachgebiet gross und dauernd sind, sucht nun mit seiner «Einführung in die Massenkommunikationsforschung» der Publizistikwissenschaft auch über ihren notorischen Mangel an Lehrmitteln hinwegzuhelfen. Es ist ja ein Charakteristikum von jungen und noch schwach institutionalisierten Disziplinen, dass es ihnen an allgemein anerkannten oder auch nur vertretbaren Lehrbüchern gebricht. Auch Maletzke vermag diesem Mangel nicht mit einem durchgestalteten Lehrbuch zu begegnen; was er vorlegt, ist vielmehr

einfach eine weitere Sammlung von Aufsätzen verschiedener Autoren, ein Reader also. Immerhin sind die von ihm genannten Auswahlkriterien (S. 7/8), nämlich Eignung als Einführungstexte, Vielseitigkeit der berücksichtigten Ansätze, Spiegelung des aktuellen Forschungsstandes und erschwerte Erreichbarkeit im Original, wohl durchdacht, wenn auch anspruchsvoll. So präsentiert denn auch der Literaturkenner Maletzke auf knappem Raum ein sehr anregendes Panorama publizistikwissenschaftlichen Forschens, angeordnet im besondern Teil gemäss dem bekannten «Feldschema» des Herausgebers: Kommunikator, Aussage, Medium, Rezipient. Anfänger freilich stellt diese «Einführung» wohl doch vor zu grosse Schwierigkeiten, zumal auch sinnstörende Druckfehler zu beklagen sind. Um so mehr taugt sie dem Kenner.

Silbermann/Krüger erfüllen in dieser Hinsicht die Anforderungen an eine Einführung in den Bereich der publizistischen Kommunikation eher. Ungünstig wirkt sich indes der erwähnte Versuch aus, den interdisziplinären Gegenstand der publizistischen Kommunikation um jeden Preis der Soziologie zuzuschlagen. Einerseits führt dies ja zur Austragung hier besonders wenig ergiebiger Fachrivalitäten, andererseits kommen darob wichtige Erkenntnispositionen wie die funktionalstrukturelle Systemtheorie oder der Sozialisationsaspekt der publizistischen Kommunikation zu kurz. Trotzdem verdient dieses vergleichsweise leicht lesbare Taschenbuch aus der Feder des unermüdlichen Pioniers für eine empirische Massenkommunikationsforschung, A. Silbermann, und seines Mitarbeiters weite Verbreitung unter denjenigen, die einen raschen Überblick über diesen publizisti-

stikwissenschaftlichen Bereich gewinnen wollen.

Weiter spannt sich dagegen das Themenspektrum des von *R. Kurzrock* im Rahmen der Rias-Funkuniversität herausgegebenen Sammelbandes «Medienforschung»; eine gewisse Allgemeinverständlichkeit garantiert schon der Umstand, dass es sich bei den Texten ja um Radiobeiträge handelt. Wohl liegt der Schwerpunkt des Readers unbestreitbar auf dem Rezeptionsaspekt, dem unter dem Stichwort «Wirkungen» auch die breiteste öffentliche Aufmerksamkeit gilt; insofern ergänzt diese Publikation diejenige von *Silbermann/Krüger*. Andererseits fehlen auch allgemeinere Analysen der Massenkommunikation nicht, insbesondere ihrer kulturellen Bedeutung, und selbst die Aussageforschung wird nicht ganz vernachlässigt. Dennoch kann und will natürlich eine von so vielen Zufälligkeiten abhängige Sendefolge nicht ein durchgestaltetes Lehrbuch ersetzen. Schliesslich fällt auch an diesem Werk wie schon an den beiden vorigen auf, wie einseitig im Vergleich zur allgemeinen Kommunikationswissenschaft die moderne Publizistikwissenschaft den pragmatischen Aspekt von Kommunikation auf Kosten des semantischen und syntaktischen verfolgt und welche dominierende Rolle das systemtheoretische Denken auch in dieser spezialisierten Kommunikationswissenschaft spielt.

Ansätze und Theorien

Vor allem die Interdisziplinarität der Publizistikwissenschaft hat also bis anhin die Entstehung publizistikwissenschaftlicher Lehrbücher behindert, und die Politisierung der Publizistikwissenschaft in der Bundesrepublik stellt so-

gar seit ein paar Jahren die Entwicklung einer spezialisierten Kommunikationswissenschaft von der Publizistik überhaupt in Frage. Diesen Eindruck muss jedenfalls gewinnen, wer auf Sätze wie den folgenden von *K. Kreimeier* stösst: «Bürgerliche Medientheorie – von der <Publizistik> an den Universitäten über die privaten und halb-privaten <Forschungs>-Institute à la Silbermann-Schule bis zu Marshall McLuhans eskapistischen Hirngespinnsten – ist Usurpatoren-Ideologie: Herrschaftswissen, dessen Stellenwert sich nach der Strategie bestimmt, die die Ausbeuterklassen anwenden, um mittels der Massenmedien – entweder direkt als Eigentümer von Produktionsmitteln oder über ihren Staatsapparat – Herrschaft auszuüben ...» (Prokop, Bd. 1, S. 410). In solchen und unzähligen analogen Proklamationen sogenannt kritischer oder materialistischer Medientheorie wird ja der international und selbst in der Bundesrepublik dominierenden Publizistikwissenschaft das ideologiekritische Urteil gesprochen und mit der politischen gleich auch noch die wissenschaftliche Legitimation aberkannt. Ein unterschiedlicher Ansatz führt hier durch seine polemische Verabsolutierung zur Vereitelung wissenschaftlicher Diskussion überhaupt. Diese ist allerdings mangels gemeinsamer Basis von Publizistikwissenschaftlern, die sich als Kommunikationswissenschaftler, und solchen, die sich als materialistische Gesellschaftstheoretiker verstehen, an sich schon sehr erschwert. Immerhin sind auch hier noch sachlichere Positionen möglich, wie etwa die Herausgeberarbeit und die besonnene Einführung von *D. Baacke* in seinen Sammelband «Kritische Medientheorien⁴» beweisen.

Da sich nun aber einmal diese marxistische Publizistikwissenschaft als Alternative zur übrigen begreift, schafft sie sich auch ihre eigenen Sammelwerke. So sind vor kurzem gleich im Doppelentsprechendzweibändige Reader erschienen, der eine herausgegeben von *D. Prokop*⁵, der andere – überzeugendere – von *J. Aufermann/H. Bohrmann/R. Sülzer*⁶. «Alternativ» ausser den Einleitungen und einigen Proklamationen der erwähnten Art ist in erster Linie die grundsätzlich dem Schema Produktion-Konsumtion verpflichtete und damit auf Wirtschafts- statt auf Kommunikationszusammenhänge ausgerichtete Systematik dieser Aufsatzsammlungen. Unter deren Beiträgern hingegen sind nach wie vor in respektabler Zahl Repräsentanten eben jener «bürgerlichen» Wissenschaft vertreten, der man sonst in diesen Kreisen so bestimmt jegliche Kompetenz abspricht. Dies hängt damit zusammen, dass nur die nichtmarxistische Publizistikwissenschaft über eine Tradition – und auch ein Ethos – des empirischen Arbeitens verfügt, was sich insbesondere in der Rezeptionsforschung zeigt.

Von den Gesamtansätzen zu den einzelnen Theorien! Hier sind neben der immer noch virulenten Diskussion um die sogenannten Meinungsführer in der publizistischen Kommunikation vor allem die Bemühungen um eine publizistikwissenschaftliche Sozialisationstheorie und um eine Theorie der politischen Kommunikation bemerkenswert. Als erster muss da noch einmal *J. Aufermann* genannt werden, in diesem Zusammenhang aber seine Studie über «Kommunikation und Modernisierung. Meinungsführer und Gemeinschaftsempfang im Kommunikationsprozess»⁷. Wohl zitiert der Verfasser –

sozusagen schulgerecht, ist er doch ein Absolvent der Freien Universität Berlin – in seiner ersten Anmerkung Marx und in seiner letzten Mandel; das kritische Niveau seiner ganzen Auseinandersetzung mit der Theorie des publizistischen Prozesses, mit der Bezugsgruppen- und eben der Meinungsführertheorie ist indes keineswegs dasjenige blosser Parteilichkeit, sondern dasjenige der fruchtbaren Präzisierung von Basis Konzepten und ihrer Weiterentwicklung und Integration in eine interdisziplinär und kommunikationswissenschaftlich aufgefasste Publizistikwissenschaft. Demgegenüber bleibt der sorgfältige Forschungsbericht von *P. Müller* über «Die soziale Gruppe im Prozess der Massenkommunikation»⁸, der dem Titel gemäss viel ähnliches Material zur Zwei-Stufen-Hypothese beziehungsweise zum Meinungsführerkonzept bearbeitet, doch viel stärker bloss Referat, ein gewissenhafter Systematisierungsversuch, der immerhin eine gute Übersicht vermittelt.

Selbst in einem bedeutenden Band zur «Sozialisation durch Massenkommunikation»⁹ fehlt die Erörterung von Katz/Lazarsfelds These nicht, die publizistischen Medien wirkten massgeblich über Zwischenstufen, Personen mit bestimmten Merkmalen, sogenannten Meinungsführern nämlich, auf ihr Publikum. Die empirischen Erhebungen von *H. Kreutz* an katholischen österreichischen Mädchen geben allerdings, da im Grunde anderen Fragestellungen verpflichtet, zur erwähnten Problematik nicht viel Gewichtiges her. Um so instruktiver und überlegener ist die umfassende Darstellung der publizistischen Sozialisationstheorie *F. Ronnebergers*, des Herausgebers dieses aspektreichen Sammelwerks. Gerade das breite Spek-

trum dieses Readers, mit kompetenten Beiträgen zur Sozialisation von Kommunikatoren wie ihrer Adressaten, unter totalitären, autoritären oder demokratischen Bedingungen, mit lerntheoretischen oder entwicklungspsychologischen Fragestellungen, zeigt, wieweit hier die theoretischen Bemühungen schon über die alten Sorgen um Brutalisierungseffekte der Massenmedien hinausgediehen sind. Neue Probleme wirft schon bald eher die sinnvolle Eingrenzung des Sozialisationskonzeptes auf.

Auch an der kompetenten Erörterung politischer Sozialisationsaspekte fehlt es dementsprechend in Ronnebergers Reader nicht, und der Herausgeber selber steuert wieder zentrale Überlegungen über «Die politischen Funktionen der Massenkommunikation» an *W. R. Langenbuchers* Sammelband «Zur Theorie der politischen Kommunikation¹⁰» bei. Dieses sehr verdienstvolle Unternehmen wahrt ein glückliches Gleichgewicht zwischen theoretischen und didaktischen Zielsetzungen, geht es dem Herausgeber doch um die Schärfung des Problembewusstseins sowohl in der praktisch-politischen wie in der wissenschaftlichen Diskussion (S. 7) und zugleich um die Schaffung einer zuverlässigen Grundlage für ein Lehrsystem im Medienverbund zu dieser Materie (S. 23). Dem Thema gemäss sucht im übrigen hier die Publizistikwissenschaft Ergänzung einerseits bei der Rechtswissenschaft, anderseits bei der Politologie. Das juristisch Geforderte beziehungsweise politisch Relevante wird so auf die Kommunikationswirklichkeit bezogen und umgekehrt. Dass auch *N. Luhmann* mit seinem zu Recht berühmten Beitrag über «Öffentliche Meinung» vertreten

ist, schlägt ferner auch Brücken zur allgemeinen Kommunikationswissenschaft.

Ein Teilproblem, wenn auch ein sehr umfassendes, der Theorie der politischen Kommunikation, greift schliesslich *Hj. Koschwitz*¹¹ auf, nämlich das Verhältnis von Pressesystem und politischem System. Über der zum Teil erbitterten Diskussion publizistischer Binnenprobleme hat ja die deutschsprachige Publizistikwissenschaft die Analyse der internationalen Publizistik vernachlässigt (S. 7). Hier füllt der Überblick des fremdsprachenkundigen und damit nicht bloss auf Übersetzungen angewiesenen Autors eine Lücke schon hinsichtlich blosser Faktenpräsentation, wenn auch die entsprechenden Unterlagen natürlich rasch veralten. Auch fragt es sich, welches die genaue Aussagekraft der Befunde für die gewählte Fragestellung ist, wenn trotz der Interdependenz der publizistischen Medien die Materiallage den Verfasser zur Beschränkung auf die Presse gezwungen hat. Überhaupt weisen die von Koschwitz referierte Literatur und seine Auseinandersetzung mit dieser darauf hin, wie schwer es in diesem Bereich vorläufig noch ist, theoretisch Stringentes vorzulegen; um so begrüßenswerter ist dieser Anfang.

Kommunikatorforschung

Als letzter sei noch ein besonderer publizistikwissenschaftlicher Forschungsbereich gestreift, der herkömmlicherweise ziemlich im argen liegt: die Erhellung der Entstehung publizistischer Produkte nämlich. «Kommunikatoren» sind die für diese Produkte in gestaltender oder kontrollierender Funktion Verantwortlichen, und sie ziehen

im ganzen die journalistische Selbsteindeutung ihrer Aktivitäten deren objektivierender wissenschaftlichen Analyse unzweifelhaft vor. Dies erklärt bis zu einem gewissen Grad, warum in den besprochenen Sammelwerken viel weniger über die Publizisten als über ihre Adressaten zu erfahren ist, entschuldigt aber nicht alle Mängel der Kommunikatorforschung.

Wenn man die einschlägigen Aufsätze der erwähnten Reader liest, kann man sich vielmehr des Eindrucks häufig nicht erwehren, hier werde auch mit einem ungenügenden theoretischen Instrumentarium gearbeitet. Ein krasses Beispiel hierfür sind etwa *U. Schumm-Garlings* «Organisationssoziologische Überlegungen zur Medienanalyse», die publizistikwissenschaftlich nun wirklich gar nichts hergeben. Was zu leisten wäre: die Übertragung organisationssoziologischer Erkenntnisse auf Kommunikatororganisationen, leistet nämlich dieser Beitrag, dessen Aufnahme in Aufermann/Bohrmann/Sülzer, Bd. 1, unerklärlich ist, gerade nicht. Um so vorteilhafter sticht dagegen *G. J. Robinsons* überlegene Würdigung der Tradition der sogenannten «Gatekeeper»-Analysen im selben Band ab.

Überhaupt zeichnet sich neuerdings eine Verbesserung der Situation auch in diesem publizistikwissenschaftlichen Teilbereich ab. Nur auf dieser Grundlage ist ja die erfolgreiche Weiterentwicklung umfassenderer Theorien von der Art der erwähnten Theorie der politischen Kommunikation möglich. Jedenfalls mehren sich die qualifizierten Kommunikatoruntersuchungen gerade auch im deutschen Sprachgebiet. Vor allem sind da als wirklich zählende Beiträge an die organisationswissenschaftliche Erhellung von Kommunikatorin-

stitutionen die zwei Bände von *I. Dygutsch-Lorenz*¹² zur Untersuchung der Binnenstruktur einer Radioanstalt, des Bayerischen Rundfunks nämlich, zu würdigen. Zwar sind die Befunde dieser explorativen Studie natürlich nur sehr bedingt generalisierbar; dafür gewährleistet die Wahl eines sowohl flexiblen als auch umfassenden Forschungsinstrumentariums, einer Kombination aus passiv teilnehmender Beobachtung, Leitfadengespräch, Informationsgespräch mit Schlüsselpersonen und Konsultation von Sekundärmaterialien, einen Einblick von seltenem Aspektreichtum in eine wissenschaftlich noch weitgehend unbekannte Welt. Diskret, aber unmissverständlich klingt allerdings selbst hier eine Grundspannung an, die eine Crux jeglicher Sozialforschung bedeutet: die Verweigerung von Untersuchungsmöglichkeiten bei der Gefahr konflikthaltiger Forschungsergebnisse, von Ergebnissen also, die doch vielfach gerade die Voraussetzung etwaiger Verbesserungen wären.

Mit einem andern Ansatz und unter anderm Gesichtspunkt, aber mit vergleichbarer Ergiebigkeit visiert *C. Kristen* den Kommunikator an, nämlich unter dem Titel «Nachrichtenangebot und Nachrichtenverwendung»¹³ als «Gatekeeper», als Schleusenwärter im Informationsfluss, und zwar verfährt auch dieser Autor – einer mehr! – systemtheoretisch, das heisst er fasst die Massenkommunikation als Gesamtsystem auf, zerlegt sie in Subsysteme und analysiert ihr Zusammenspiel. Am Fall der Nachrichtenagenturen «United Press International» und «Austria Presse Agentur» und der österreichischen Blätter «Arbeiter-Zeitung», «Volksblatt» und «Wiener-Zeitung» wird dieses Input/Output-Verhältnis untersucht und

dargetan, wie wenig gerade in Sachen Auslandinformation Zeitungsjournalisten einfach nach persönlichem Gutdünken entscheiden und wie sehr der Prozess von den Agenturen her und durch organisatorische Zwänge in der Zeitung bestimmt wird.

Nicht nur auf der Seite der Empfänger, auch auf derjenigen der Produzenten muss also der Prozess der publizistischen Kommunikation als mehrstufiger erkannt werden. Die Notwendigkeit, die Kommunikatorforschung auch auf solche vorgelagerten Systeme zu erweitern, verdeutlicht denn auch der schon erwähnte *W. R. Langenbucher* mit triftigen Argumenten in den «Kommunikationswissenschaftlichen Beiträgen zur Medienpädagogik¹⁴», die noch der jüngst verstorbene verdienstvolle Kommunikationspädagoge *F. Zöchbauer* mitveranlasst hat. *Langenbucher*, zusammen mit *W. A. Mahle*¹⁵, legt allerdings nicht hierzu eine höchst instruktive Untersuchung vor, sondern zu den vielleicht unbekanntesten und gegenwärtig meistverdächtigsten Journalisten, den Unterhaltern nämlich. Die Aussagen von Mitarbeitern von Publikumszeitschriften lassen eindrucklich das Bild eines Berufs entstehen, der unter dem Druck eines negativen Image und intensiver Konkurrenz seinen Praktikern die Geringschätzung des eigenen Produkts und den Rückzug in den Individualismus nahelegt.

Immerhin verlangen auch diese Unterhaltungsjournalisten nachdrücklich nach «innerer Pressefreiheit», freilich weniger ideologisch denn emotional argumentierend. Diesem Thema, einem Schwerpunkt der deutschen medienpolitischen Diskussion, gilt auch eine Erhebung von *E. Noelle-Neumann*¹⁶, die unter den Redaktoren, Ressortleitern,

Chefredaktoren und Verlegern von 76 Zeitungen der Bundesrepublik durchgeführt wurde. Die Resultate sind ebenso aufschlussreich wie entlarvend bezüglich einer Diskussion, in der häufiger mit Schlagworten als mit Argumenten operiert wird. Die allerwenigsten der Befragten fühlten sich nämlich in ihrer journalistischen Freiheit eingeengt. Die Auffassung, der Verleger bedrohe die Pressefreiheit, statt sie zu schützen, wird ausschliesslich von jüngeren Presseleuten vertreten und nicht von den Älteren mit langer Berufserfahrung. Ohnehin zeigen sich die Verleger – nicht zuletzt unter dem Eindruck einer Diskussion, die ihre Rolle zum Teil regelrecht verteufelt – publizistisch weniger interessiert als früher, was zur Folge hat, dass eben die Spannungen sich in die Redaktionen verlegen, die nun von den Chefredaktoren unter den Zwängen eines publizistischen Produktionsbetriebs autoritärer geführt werden müssen.

E. Noelle-Neumanns Befunde rufen zudem der Frage, warum eigentlich diese wirkliche Meinungsverteilung in den Redaktionen publizistisch in der Diskussion um die innere Pressefreiheit nicht deutlicher geworden ist. Die Ansicht, die verschiedenen Medien bildeten eher ein sich ergänzendes System, als dass sie sich gegenseitig wirklich kontrollierten, gewinnt damit zusätzliche Plausibilität. Dazu passt durchaus die Misere der Presse-Fernsehkritik, der *C. Wilkens*¹⁷ eine gründliche, methodologisch wohlabgesicherte Studie widmet. Nicht zuletzt auch angesichts solcher Versäumnisse der publizistischen Medien selber tut vermehrte publizistikwissenschaftliche Forschung not, von der auch wieder die Kommunikatoren profitieren können.

Dieser Ansicht ist offenbar auch die *deutsche Bundesregierung*, deren Bericht über «Kommunikationspolitische und kommunikationswissenschaftliche Forschungsprojekte ... (1971–1974)¹⁸» ein vergleichsweise vorbildliches Verständnis für die gesamtgesellschaftliche Bedeutung intensiver wissenschaftlicher Erhellung des Mediensektors bezeugt. Und der Umstand, dass eine beträchtliche Zahl der hier referierten Projekte Kommunikatorforschungen sind, beweist noch einmal die Wichtigkeit zusätzlicher publizistikwissenschaftlicher Anstrengungen in diesem Bereich.

Ulrich Saxer

¹ Gerhard Maletzke (Hrsg.), Einführung in die Massenkommunikationsforschung, Verlag Volker Spiess, Berlin 1972. – ² Alphons Silbermann/Udo M. Krüger, Soziologie der Massenkommunikation, Urban-Taschenbücher Bd. 166, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1973. – ³ Ruprecht Kurzrock (Hrsg.), Medienforschung, Forschung und Information, Schriftenreihe der RIAS-Funkuniversität Bd. 16, Colloquium-Verlag, Berlin 1974. – ⁴ Dieter Baacke (Hrsg.), Kritische Medientheorien, Juventa-Verlag, München 1974. – ⁵ Dieter Prokop (Hrsg.), Massenkommunikationsforschung, 1: Produktion, Fischer Taschenbuch 6151, Fischer-Verlag, Frankfurt 1972, Massenkommunikationsforschung, 2: Konsumtion, Fischer Taschenbuch 6152, Fischer-Verlag, Frankfurt 1973. – ⁶ Jörg Aufermann, Hans Bohrmann, Rolf Sülzer, Gesellschaftliche Kommunikation und Information, 2 Bde., Fischer Athenäum Taschenbücher 4021 und 4022, Athenäum-Verlag, Frankfurt 1973. – ⁷ Jörg Aufermann, Kommunikation und

Modernisierung, Kommunikation und Politik Bd. 3, Verlag Dokumentation, München-Pullach, Berlin 1971. – ⁸ Peter Müller, Die soziale Gruppe im Prozess der Massenkommunikation, Ferdinand-Enke-Verlag, Stuttgart 1970. – ⁹ Franz Ronneberger (Hrsg.), Sozialisation durch Massenkommunikation, Der Mensch als soziales und personales Wesen, Bd. IV, Ferdinand-Enke-Verlag, Stuttgart 1971. – ¹⁰ Wolfgang R. Langenbucher (Hrsg.), Zur Theorie der politischen Kommunikation, Piper Sozialwissenschaft Bd. 22, Piper-Verlag, München 1974. – ¹¹ Hansjürgen Koschwitz, Publizistik und politisches System, Piper-Sozialwissenschaft Bd. 25, Piper-Verlag, München 1974. – ¹² Ilse Dygutsch-Lorenz, Die Rundfunkanstalt als Organisationsproblem, Gesellschaft und Kommunikation Bd. 8, Bertelsmann-Universitätsverlag, Düsseldorf 1971. Journalisten und Rundfunk, Gesellschaft und Kommunikation Bd. 16, Bertelsmann-Universitätsverlag, Düsseldorf 1971. – ¹³ Christian Kristen, Nachrichtenangebot und Nachrichtenverwendung, Gesellschaft und Kommunikation Bd. 9, Bertelsmann-Universitätsverlag, Düsseldorf 1972. – ¹⁴ Alfons F. Croci, Arnold Fröhlich (Hrsg.), Kommunikationswissenschaftliche Beiträge zur Medienpädagogik, Internationale Arbeitsgemeinschaft für Kommunikationspädagogik, Zürich 1973. – ¹⁵ Wolfgang R. Langenbucher, Walter A. Mahle, Unterhaltung als Beruf?, AfK-Studien Bd. 1, Verlag Volker Spiess, Berlin 1974. – ¹⁶ Elisabeth Noelle-Neumann, Innere Pressefreiheit 1973, Institut für Demoskopie Allensbach, Allensbach 1974. – ¹⁷ Claus Wilkens, Presse und Fernsehen, Gesellschaft und Kommunikation Bd. 14, Bertelsmann-Universitätsverlag, Düsseldorf 1972. – ¹⁸ Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Kommunikationspolitische und kommunikationswissenschaftliche Forschungsprojekte der Bundesregierung (1971–1974), Bonn 1974.

IM ZUSTAND DER VERPUPPUNG

Zu Mani Matters «Sudelheften»¹

Das Buch steht, wenige Monate nach seinem Erscheinen, bereits im zwölften Tausend – eine erstaunliche Auflagenhöhe für ein Werk dieser sonst wenig publikumswirksamen Art: denn als Gedankentagebuch weist es weder die spannenden Elemente fiktionaler Werke auf, noch bietet es jene wirklichen oder vermeintlichen Enthüllungen des Intimen und Privaten, die dem sogenannten *journal intime* zu einem meist fragwürdigen Echo verhelfen. Seinen Erfolg verdankt das Nachlasswerk des 1972 tödlich verunfallten Mani Matter zunächst gewiss nicht sich selbst: es wird gekauft, hoffentlich auch gelesen, weil der Name des Troubadours bekannt, seine Chansons fast wie Volkslieder populär sind. Matter hat sich über die Erfolgchancen und den literarischen Stellenwert der von ihm in diesen Notizen gewählten Gattung nicht-fiktionaler Literatur keinerlei Illusionen gemacht. «Obgleich es einen Lichtenberg gibt, obgleich zahlreiche Schriftsteller ihr Bestes in Tagebüchern hinterlassen haben, eine Gedankendichtung ist noch nicht anerkannt», schreibt er einmal.

Offenbar hat er selbst schon früh mit dem Gedanken an eine Publikation seiner Aufzeichnungen gespielt; wie ernsthaft diese Absicht war, lässt sich allerdings nicht sagen. Dem Wunsch nach einer Veröffentlichung müssen ebenso starke Hemmungen entgegengestanden haben. Immerhin hat man beim Lesen nie das peinliche Gefühl, in einen Bereich einzudringen, den der Verfasser im Grunde dem Zugriff der Öffentlichkeit entziehen wollte: die Herausgeber haben, mit Recht, einem nur halbwegs

zur Verwirklichung bestimmten Plan des Autors im nachhinein Gestalt gegeben – und tatsächlich liest man das Buch nicht nur als Sammelband aus dem Nachlass; es hat durchaus Werkcharakter. Das ist ohne Zweifel ein Vorteil der gewählten Art der Präsentation – allerdings (und das ist ebenso entschieden als Nachteil zu bezeichnen) werden keinerlei Angaben über die Prinzipien der Auswahl und Anordnung gemacht – die schon aus dem Grund sehr wünschbar wären, als das Buch weit mehr ist als ein interessanter Appendix zu einem bekannten Namen: es enthält, unter anderem, einen persönlichen und intelligenten Kommentar zu den letzten anderthalb Jahrzehnten, der gerade durch den halböffentlichen Charakter der Aufzeichnungen einen besonderen dokumentarischen Wert hat.

Ein Beispiel, ein bezeichnendes. Zahlreiche renommierte Schweizer Schriftsteller haben in den letzten Jahren ihre Bewunderung für das Werk des Aussenseiters Ludwig Hohl öffentlich manifestiert – noch ehe er, eine auferstandene Legende, gelegentlich ans Vortragspult trat und eine aus Neugier und Respekt gemischte Publizität erhielt, die gerade die wirklichen Kenner seines Werkes nicht recht glücklich macht. In Matters «Sudelheften» spiegelt sich in immer neuen Bemerkungen eine intensive, über Jahre sich erstreckende Beschäftigung mit dem Werk des berühmtesten Outsiders der schweizerischen Literaturgeschichte. Ludwig Hohl wird hier nicht einfach gelobt – er ist lebendig, nicht als Legende und nicht als Chiffre für eine betont un-

bürgerliche Lebenshaltung, sondern als Schriftsteller, der sein Werk ganz aus einzelnen Aufzeichnungen aufbaut, aus Gedanken, bei denen nicht nur das Ergebnis, sondern auch der Prozess von Wichtigkeit ist und aufgezeichnet wird, als ein Gewebe von Impulsen, Fragen, gedanklichen Abläufen. Hohl schreibt offensichtlich jene Art von Gedankendichtung, die Matter als erstrebenswert vorschwebt.

Denn wenn es in den über Jahre sich erstreckenden Aufzeichnungen der «Sudelhefte» ein Grundmotiv gibt, ein geheimes Zentrum, von dem aus sich alles erschliesst, so ist es die Bereitschaft zur Frage, die Ablehnung des Starren, die Offenheit – um es paradox zu sagen: die Beharrlichkeit im Sich-Nicht-Festlegen. Matter geht in dieser Hinsicht sogar über den von ihm bewunderten Autor der «Notizen» hinaus: Ludwig Hohl hat immerhin Kernbegriffe geprägt, die zwar kein System bilden, aber doch das Ganze erschliessen: beispielsweise den dominierenden Begriff der «Arbeit», die, als Gegensatz zu einer mechanisch sinnlosen Tätigkeit gedacht, das ganze Leben durchdringen soll, oder die so fruchtbare und anregende Vorstellung, dass alles Neue von den «hereinbrechenden Rändern», das heisst von gesellschaftlichen und geistigen Aussenseiterpositionen komme. In Matters Sudelheften wird man solche begrifflichen Kristallisationspunkte vergeblich suchen: man hat den Eindruck, dass sie sich bei ihm schon im Entstehen zersetzen mussten, weil sie die Offenheit, Beweglichkeit allzusehr behindert hätten. Es ist bezeichnend, dass die einzige Kritik, die er an Ludwig Hohl übt, dessen Arbeitsbegriff gilt, das heisst, der Allgemeingültigkeit, die dieser erhält. Er schreibt dazu: «Damit er-

hält Hohls Werk etwas beängstigend Massloses. Es scheint ihm jenes Gleichgewicht, auf das eben doch viel ankommt, zu fehlen.» Gleichgewicht, Mass: eigenartige Ausdrücke im Werk eines Mannes, der weder den goldenen Mittelweg noch die klassische Ausgleichenheit suchte. Aber tatsächlich gibt es nichts, was dem Geist dieser Aufzeichnungen fremder wäre als irgendeine Form der Monomanie. Zwar hat Matter früh einen Plan notiert, Notizen wie die nun vorliegenden herauszugeben als die «Aufzeichnungen des armen Irren H. P.». Er selbst wäre dann gewissermassen in doppelter Funktion aufgetreten: als der (normale) Herausgeber und als der verrückte Schreiber. Warum Matter diesen Plan nie ausgeführt hat, wissen wir nicht: auf jeden Fall wäre es kaum möglich gewesen, die Fiktion eines verrückten Verfassers aufrechtzuhalten; in keinem Augenblick wird man auf die Idee kommen, die Aufzeichnungen einer kranken, ja auch nur ans Krankhafte grenzenden Geisteshaltung zuzuschreiben; sie zeugen vielmehr von einem urbanen Geist, der sich in dauernder Auseinandersetzung mit anderen Lebenshaltungen befindet. Der oben angedeutete Widerstand gegen das Festgelegte und Einengende entspringt nicht neurotischer Entscheidungsschwäche, sondern dem Wissen um die Vielfalt der bestehenden Möglichkeiten.

«Ich habe heute versuchsweise den Gedanken vorgenommen, ob meine Unfähigkeit, eine philosophische Position zu beziehen, nicht auch eine Stärke sein könnte», schreibt er einmal: und zieht damit eine Bilanz des eigenen Denkens, welche die Einsicht in dessen Gefahren und Schwächen voraussetzt und sich auf diesem Hintergrund ohne

Pathos, «versuchsweise» zu dessen Vorteilen bekennt. Diese Beharrlichkeit im Sich-Nicht-Festlegen-Wollen, welche als eigentliche Konstante das ganze Werk durchzieht, ist aber keine Selbstverständlichkeit im Geistesleben der sechziger Jahre: denn nach Jahren, die durch eine allgemeine Öffnung, den Wunsch nach Veränderung und Bewegung gekennzeichnet waren (für die übrigens im engeren Umkreis Matters die Anfänge der Troubadours-Bewegung so gut symptomatisch sind wie, im politischen Bereich, die Gründung der Partei des «Jungen Bern») folgte sehr rasch die Verhärtung auf gegensätzlichen ideologischen Positionen. Matters Aufzeichnungen zeigen keinerlei Tendenz einer Verhärtung oder Fixierung; sie sind nicht nur Spiegelung der Zeit, sondern zugleich eine Art Ausgleich zu deren Zickzackbewegungen; klug und unpräntiös, wie sie geschrieben sind, exemplifizieren sie auf eindrückliche Art, dass es auch in einer Zeit zunehmender Gruppenbildung und manipulatorischer Tendenzen möglich war, ein Einzelner zu bleiben.

Ein Einzelner freilich, der sich selber nie als geformte, vollendete Persönlichkeit im Goetheschen Sinn empfand. Liest man einen Satz wie den folgenden: «Ich befinde mich im Zustand der Verpuppung und warte, dass der Schmetterling endlich aus mir herauskommt», wird man leicht zu Spekulationen darüber verleitet, was diesem vielseitig Begabten alles noch offengestanden hätte, wäre er am Leben geblieben, und man wird den Verfasser mit Bedauern zu denen zählen, die ihr Bestes nicht haben geben können (als ob wir immer so genau wüssten, was denn dieses Beste gewesen wäre). Über solche Spekulationen hinaus ist diese

Stelle freilich wie kaum eine andere bezeichnend für Matters ganze Haltung: ich kann mir vorstellen, dass er sich auch im Alter noch als «im Zustand der Verpuppung» befindlich vorgekommen wäre, weil seinem Denken die Vorstellung des Vollendeten und Endgültigen offensichtlich fehlt.

Dabei lassen die Aufzeichnungen keinen Zweifel übrig, dass seine Vorstellungen von dem, was noch werden könnte, auf ein literarisches Werk, auf den Umgang mit Sprache zielten (eine politische Karriere, die ihm, einem Mann vieler Möglichkeiten, offengestanden hätte, wäre ihm wohl kaum als «Schmetterling» erschienen). Es ist ganz erstaunlich, was für eine Rolle die Literatur in diesen Aufzeichnungen spielt, in Notizen zu literarischen Formen, vor allem aber zur literarischen Arbeit, dem Vorgang des Schreibens. Man vergisst dabei immer wieder, dass es sich bei diesen Notizen nicht um Randbemerkungen zu einem umfangreichen literarischen Oeuvre handelt, sondern dass die Gedanken um ein nicht geschriebenes Werk kreisen (denn Matter hat ja, ausser seinen Chansons, nichts publiziert), dass das, was Kommentar zu sein scheint, das Werk selber ist.

Ein verhinderter Schriftsteller also, oder, genauer, einer, dessen literarisches Werk, nach seinem eigenen Urteil, offensichtlich mehr in Ansätzen, Andeutungen, Möglichkeiten bestand. Halb spielerisch, halb ernsthaft (und ohne übrigens das Vorliegende unterschätzen zu wollen!) mag man sich fragen, warum dieses Werk nicht geschrieben wurde. Vielleicht liegt im folgenden ein Ansatz der Erklärung: Literatur erscheint in den «Sudelheften» immer in seltsam schillernder Beleuchtung: soweit sie

Prozess ist, Vorgang des Schreibens, Produktion, wird sie als eine Idealform der Existenz gesehen, in welcher zu leben dem Autor offensichtlich nur in Ansätzen möglich war. Als Bestehendes aber, als in Gattungen und bestimmte Formen eingeteiltes Produkt, ist sie ihm ein Gegenstand dauernder Auseinandersetzung und Abgrenzung. Vor allem gegen den Roman hat Matter eine entschiedene Abneigung (hier zeigt er sich mehr als in anderen Fragen als Kind der sechziger Jahre mit ihrem erst in den letzten Jahren wieder abnehmenden Misstrauen gegen die «Geschichte»): der Roman ist auf dem Gebiet der Literatur ganz offensichtlich die Gegenform dessen, was ihm als eigene Möglichkeit des literarischen Gestaltens vorschwebt. Überhaupt lässt ihn offensichtlich sein Bedürfnis nach Beweglichkeit vor allen gattungsmässigen Fixierungen zurückscheuen.

Dabei überrascht, dass Matter auch auf die Gattung der Lyrik kaum eingeht, die, als kurze, konzentrierte Form, seiner Art des Schreibens besonders entsprechen musste und mit der ja auch jener Teil seiner Produktion eng verbunden ist, der er seinen Namen verdankt: das Chanson. Auch das Chanson erwähnt er nur gerade kurz, ohne weitere Reflexionen darüber. Dennoch versteht man nach der Lektüre seiner Aufzeichnungen besser, warum gerade das

Chanson – als eine literarisch höchstens halbwegs sanktionierte Form – ihm besonders entsprechen musste: es ist, als habe ihn dabei die Möglichkeit angezogen, poetisch zu sein, ohne doch äusserlich als Literat aufzutreten und sich an sanktionierte Gattungen zu halten. Zwar hat das Chanson durchaus seine eigene Tradition – aber sie ist nicht eigentlich literarischer Art. Wer sich ihrer bedient, braucht sich nicht festzulegen, braucht sich durch keine der anerkannten Formen beenzt zu fühlen – er befindet sich in einem Randgebiet der Literatur, in einem Niemandsland, in dem noch alles möglich ist – beispielsweise (was Matter zur Perfektion führte), in Form des unterhaltenden und publikumswirksamen Chansons versteckt, vollendete lyrische Gedichte – mit Einschlägen des Surrealen und Absurden – zu schreiben. Wer den fixierten Formen so misstraut wie der Autor der «Sudelhefte», musste vielleicht zu einer ausserliterarischen Form greifen – zu einer Rolle, in der es ihm möglich war, seine literarischen Intentionen gleichzeitig zu verwirklichen und zu verstecken.

Elsbeth Pulver

¹Mani Matters Sudelhefte, Benziger-Verlag, Zürich 1975.

«ZIVILISATION IM ÜBERGANG» ODER: C. G. JUNG UND DER NATIONALSOZIALISMUS

Einen «faschistisch schäumenden Psychoanalytiker» hatte Ernst Bloch in «Prinzip Hoffnung» einst den Begründer der Analytischen Psychologie titu-

liert. Er war damit nicht der erste, und er wird wohl auch nicht der letzte Pamphletist dieser Art sein. So begleitete den Schweizer Carl Gustav Jung

die Fama wie ein unablässiger Schatten, er habe – zumindest in den Anfangsjahren des Dritten Reiches – dem «arischen Unbewussten ein höheres Potential» zugesprochen als dem jüdischen. Tatsächlich sind derartige Wendungen, die in einer höchst kompromittierenden Weise ausgelegt werden können, aus Jungs Feder geflossen. Im hohen Masse belastend aber sind sie wohl nur dann, wenn man von dem grossen sachlich-wissenschaftlichen Kontext seines Werks absieht, in dem sie stehen und von dem her sie interpretiert werden müssen, wenn sie einen Sinn ergeben sollen.

Der unlängst erschienene zehnte Band der Gesammelten Werke Jungs liefert unter dem Titel «Zivilisation im Übergang¹» derartige Kontexte in reichem Masse. Neben älteren Arbeiten über Wesen und Struktur des Unbewussten aus dem Jahr 1918, über den archaischen und den modernen Menschen finden sich die 1933/34 geschriebenen Aufsätze «Deutung der Psychologie für die Gegenwart» und «Zur gegenwärtigen Lage der Psychotherapie» sowie der Zeitungsartikel «Zeitgenössisches» als Erwiderung auf einen polemischen Aufsatz über «Deutschstämmige Therapie». Mancher Jung-Kritiker (zum Beispiel Tobias Brocher in: Die Grossen der Weltgeschichte, Band 9) meinten etwas voreilig, man werde dergleichen der Nachwelt vorenthalten wollen. Warum eigentlich? Die Annahme erwies sich als nicht zutreffend.

Nicht fehlen durfte der Aufsatz «Wotan» (1936). In ihm wird die irrationale Abgründigkeit dieses archetypischen, im Bereich der Massenpsyche immer wieder wirksamen Faktors analysiert. «Ich wage sogar die ketzerische Behauptung, dass der alte Wotan mit sei-

nem abgründigen und niemals ausgeschöpften Charakter mehr vom Nationalsozialismus erklärt» als sogenannte rational-kausale Hypothesen, schreibt Jung und verweist auf die Anfälligkeit für den faschistischen Bazillus. Der ideologische Wotan-Rausch, der einst Deutschland und weite Teile Europas ergriffen hat, stelle einen gigantischen Rückschritt und Rückgriff dar, weshalb der Nationalsozialismus «noch lange nicht das letzte Wort» sei. Das ist immerhin in einem Augenblick niedergeschrieben worden, als jedenfalls sehr wenige Zeitgenossen innerhalb und ausserhalb Deutschlands einer politischen Orientierung oder einer fundierten Kritik am Nationalsozialismus fähig waren!

Überdies verdienen Jungs Äusserungen in seinen Briefen (vgl. Schweizer Monatshefte Nr. 5, 1972, S. 445 ff.) zum Vergleich herangezogen zu werden. Das Resultat dürfte dann lauten: So «faschistisch», wie ihm angedichtet worden ist, «schäumte» der Schweizer Analytiker gar nicht! Ja, er spielte nicht einmal den distanzierten Neutralen. Er setzte sich vielmehr nachweislich für jüdische Kollegen ein. Vor allem sorgte er für den Fortbestand der psychotherapeutischen Bewegung als solcher. Darüber hinaus war er sich durchaus seines «Ausrutschers» bewusst. Eine sorgfältige Betrachtung der mehrschichtigen Problematik wäre freilich seit langem fällig. Es war vor allem Aniela Jaffé, die in ihrem aufschlussreichen Erinnerungsbuch «Aus Leben und Werkstatt von C. G. Jung» (Zürich 1968) einen ersten klärenden Beitrag in dieser Richtung geliefert hat, der geeignet ist, C. G. Jung endlich einmal Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

So ist es sehr zu begrüssen, dass

die umstrittenen Wortlaute in der noch im Erscheinen begriffenen, vom Walter-Verlag, Olten-Freiburg, vorbildlich betreuten Ausgabe der Gesammelten Werke ebenso zugänglich sind wie eine Reihe von Arbeiten, die sich dem Buchtitel zuordnen liessen. Wer in Jung bisher vornehmlich den Analytiker gesehen haben sollte, der in die Seelenvergangenheiten zurückfragt und in die Tiefen des kollektiven Unbewussten hinablotet, der mag jetzt mit Überraschung feststellen, welch eine Fülle von Gesichtspunkten für das Verständnis von aktuellen Zeitproblemen aus den hier versammelten, meist kleineren Schriften und Aufsätzen zu gewinnen ist. Aufgenommen sind zum Beispiel die Arbeiten über «Das Seelenproblem des modernen Menschen», «Die Frau in Europa» und die seit einiger Zeit vergriffene Abhandlung «Gegenwart und Zukunft», die auch wichtige Hinweise auf die Zukunftsbedeutung des Christentums aus der Sicht des Psychologen enthält².

Die immer noch nicht völlig überwundene UFO-Hysterie ist in der Schrift «Ein moderner Mythos: Von Dingen, die am Himmel gesehen werden» be-

handelt. Hinzu treten so wichtige Beiträge wie «Das Gewissen in psychologischer Sicht» oder der im Rahmen der Stuttgarter Gemeinschaft Arzt und Seelsorger gehaltene Vortrag «Gut und Böse in der Analytischen Psychologie». Die besondere psychische Situation Asiens kommt in den kleinen Arbeiten «Die träumende Welt Indiens» und «Was Indien uns lehren kann» zur Sprache. Vorreden zu Büchern, Geleitworte und kurze Ansprachen aus Anlass von Tagungen und Kongressen runden diesen Band ab. Wir haben es demnach mit einem Werkband zu tun, der auch den nicht im engeren Sinn des Wortes psychologisch Interessierten wertvolle Einsichten und Gedankenanstöße vermitteln wird – sofern er kein flüchtiger, von Vorurteilen besetzter Leser ist.

Gerhard Wehr

¹C. G. Jung, Zivilisation im Übergang, Gesammelte Werke Band 10, Walter-Verlag, Olten-Freiburg 1974. – ²Ausführlicher bei Gerhard Wehr, C. G. Jung und das Christentum, Walter-Verlag, Olten-Freiburg 1975.

HINWEISE

Reform oder Revolution?

Zwar sind die Gedanken von *Hans Dichgans* – eines ehemaligen CDU-Bundestagsabgeordneten – über Reform und Revolution von bundesdeutschen Gegebenheiten inspiriert; ihre Thematik ist aber durchaus international und berührt alle demokratischen Staaten

und Gesellschaften. «Die Welt verändern» – die Überschrift sagt es: der Verfasser steht auf der Seite der Reformwilligen, der Evolutions-Bereiten. Sein Buch ist der Versuch, einer Global- und Pauschalkritik entgegenzutreten und aufzuzeigen, dass der demokratische Rechtsstaat das einzige politische Ordnungssystem ist und bleibt, das sei-

nen Bürgern ein möglichst hohes Mass an Gerechtigkeit, Freiheit, Sicherheit und Wohlstand zu bieten in der Lage ist. Keine umwälzenden Feststellungen, ohne Zweifel – aber was dieses Buch über die Masse ähnlicher Publikationen hinaushebt, ist die nüchtern-sachliche, abwägende und sich stets an Realitäten orientierende Argumentation; so etwa im Abschnitt, der – unter völligem Verzicht auf Polemik und Banalitäten – die Vor- und Nachteile der Marktwirtschaft einerseits und der Planwirtschaft andererseits untersucht und einander gegenüberstellt. Zu bemerken ist schliesslich, dass Dichgans ganz bewusst keine wissenschaftliche Abhandlung verfasst hat, sondern ein Buch, das einem weiteren Leserkreis zur Orientierung verhelfen soll.

(Econ-Verlag, Düsseldorf und Wien 1974.)

Schweiz und EWG

Noch bevor die EWG und die Schweiz mit dem Freihandelsabkommen von 1972 eine dauerhafte Verbindung eingingen, hatten sie Gelegenheit, sich in intensiven Verhandlungen «kennen und schätzen» zu lernen: bei der «Kennedy-Runde» 1963 bis 1967 für Zollsenkungen im Gatt. Die Studie «La négociation CEE-Suisse dans le Kennedy Round, Analyse élaborée par un groupe interdisciplinaire de chercheurs universitaires, sous la direction de Norbert Kohlhasse et Henri Schwamm» zeigt, dass damals recht eigentlich das Klima geschaffen wurde, in dem dann das Freihandelsabkommen möglich wurde. Die politische Ausgangslage war ungünstig: die werdende EWG suchte nach Selbstbestätigung und schien wenig geneigt, auf die europäischen Aussenseiter

Rücksicht zu nehmen, und diese wiederum beschuldigten die EWG, Westeuropa in zwei Handelsblöcke aufzuspalten. In die Kennedy-Runde zog die EWG mit der Haltung, wenn die USA ihre besonders hohen Zölle um 50% kürzten, so würde als Gegenleistung eine geringere Senkung der ohnehin niedrigeren EWG-Zölle genügen. Von dieser Einschränkung wären aber viele Produkte betroffen worden, bei denen gar nicht die USA der Hauptlieferant der EWG waren, sondern europäische Länder, namentlich die Schweiz. Die EWG ging auf diese Fälle ein und erreichte dafür eine weitgehende europäische Solidarität in der Forderung an die USA, sie sollten ihre besonderen Handelschranken abbauen. Die vorliegende Studie geht besonders auf die komplizierten Sektoren der Uhren, der Landwirtschaft, der Textilien und der Chemie ein. Viele der Probleme tauchten bei den Freihandels-Verhandlungen wieder auf, und es wäre daher nützlich gewesen, schon damals über die Analyse der Kennedy-Runde zu verfügen. Jetzt bleibt zu wünschen, ein Band über das Freihandelsabkommen folge nach.

(Centre de recherches européennes, Lausanne, 1974.)

Europas Gewissen

Darf man heute noch an die «Vereinigten Staaten von Europa» glauben? Mit seinen 86 Jahren gibt Jean Monnet immer noch das Beispiel, unermüdlich zu mahnen und Ideen für die europäische Einigung zu suchen. In «Le Comité d'Action pour les Etats-Unis d'Europe de Jean Monnet» zeichnet *Pascal Fontaine* – Politikwissenschaftler im Sekretariat des Aktionskomitees – nach, wie

Monnet seit bald zwanzig Jahren aus dem Hintergrund auf die politischen Kräfte Europas einwirkt. Nachdem er 1952 bis 1955 erster Präsident der Hohen Behörde der Montanunion gewesen war, gelang es Monnet 1956, sein Aktionskomitee mit offiziellen Vertretern praktisch aller Parteien und Gewerkschaften (ausser Gaullisten und Kommunisten) der sechs Montanunion-Länder zu gründen. Als rastloser Wanderprediger hat er seither die Mitglieder des Komitees immer wieder zu gemeinsamen Stellungnahmen für weitere Etappen auf dem Weg zur europäischen Integration gebracht. Nach der Gründung von EWG und Euratom 1957 ging es allerdings mehr darum, diese Institutionen gegen de Gaulles Widerstand zu erhalten und um Grossbritannien zu erweitern (dessen Parteien 1968 dem Aktionskomitee beitraten). Dass beides gelang – auch wenn dann gerade Grossbritannien seine Mitgliedschaft und den geplanten Ausbau zur «Europäischen Union» wieder in Frage stellte –, wie weit war es das Verdienst Monnets? Fontaine stellt die schwierige Frage nicht ausdrücklich, aber es liegt in der Natur seiner Darstellung – Monnets Wirken und die Integrationsgeschichte ineinander verflochten –, dass die Bedeutung des Aktionskomitees wohl eher überzeichnet wird. Fontaine verschweigt aber nicht, dass Monnet in den letzten Jahren das Schwergewicht seiner Tätigkeit von der Öffentlichkeitsarbeit auf diskretes Vermitteln zwischen den (nach wie vor souveränitätsbewussten) Regierungen verlegt hat. Für nähere Auskünfte, die eine Beurteilung der Wirksamkeit ermöglichen würden, ist es aber laut Fontaine noch zu früh. Um sich auf ein eigenes Buch über die Einigung Euro-

pas zu konzentrieren, hat Monnet nun den Vorsitz des Aktionskomitees niedergelegt. Damit ist das Komitee, zumindest in seiner bisherigen Form, aufgelöst.

(Centre de recherches européennes, Lausanne, 1974.)

Sozialgeschichte und Soziologie der Kunst

In zwei handlichen Bänden liegen uns zwei Hauptwerke des Kunstsoziologen *Arnold Hauser* vor: 1967 erschien, in einen Band zusammengefasst, die *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur*, 1974 nun die *Soziologie der Kunst*, beide im Verlag von C. H. Beck in München, der Hausers Werk betreut. Während die «Sozialgeschichte» das inzwischen am meisten bekannte und verbreitete Buch Hausers ist (sie wurde in sechzehn Sprachen übersetzt), stellt die «Soziologie der Kunst» die systematische Ergänzung dar: eine Darstellung, die nun nicht von Epoche zu Epoche fortschreitet, sondern Zusammenhänge analysiert, Grundbegriffe herausarbeitet, Kunst und Gesellschaft in ihrem Widerspiel theoretisch begründet. Die breit angelegte Untersuchung mündet in das umfassende Schlusskapitel aus, nämlich in die Frage: «Ende der Kunst?» Nicht dass hier endgültige Antworten zu erwarten oder gar Voraussagen angeboten wären; die Zeit der Kunst (und er meint dabei auch: der Literatur, der Musik, des Theaters), sagt Hauser, sei erst vorbei, wenn man nicht nur an die Lösbarkeit künstlerischer Probleme, sondern überhaupt an künstlerische Probleme zu denken aufhöre. Ihr Ende drücke sich im Versagen ihrer gesellschaftlichen Funktion aus. Allein eine herausgegriffene Bemerkung wie diese

beweist, welche Kraft der Anregung und des Widerspruchs von diesem Werk ausgeht. Es weist eine Fülle von Gedanken und Informationen auf, es ist mit einem Wort ein Standardwerk, übersichtlich und – erfreulicherweise, wie die andern Bücher Hausers – immer lesbar, frei von jenem Jargon, der die Soziologie zwar nicht zur Geheimwissenschaft, aber zum sprachlichen Ärgernis machen kann. Die beiden Bände, die Sozialgeschichte und die Soziologie der Kunst, überzeugen nicht nur durch die Sachkenntnis, die sie auszeichnet, sondern auch durch die Problemstellung und Gliederung. Wie Kunstwerke und Künstler eingebettet sind in gesellschaftliche, in historische Gegebenheiten, was Vermittlung und Kritik im Gesamten der Kultur bedeuten und von welcher Art die Wirkungen der Kunst auf ihre Betrachter und der Betrachter auf die Kunst sind, das eben ist Gegenstand dieser beiden Standardwerke kunstsoziologischer Betrachtungsweise.

Die Geschichte der Collage

Der Untertitel, «Vom Kubismus bis zur Gegenwart», schränkt den Zeitraum

ein. Tatsächlich reicht die Geschichte der Collage wesentlich weiter zurück, hat ihre Anfänge im Mittelalter, in der Volkskunst vor allem, und umfasst auch fernöstliche Kunstübung. Die Verfasserin des hervorragend dokumentierten Buches, die 1971 in Paris verstorbene Kunsthistorikerin und Journalistin *Herta Wescher*, streift diese Vorläufer im ersten Kapitel, um dann zu einer gross angelegten Darstellung der Collage bei den Kubisten überzugehen. Aber interessant und wertvoll scheinen uns vor allem die Partien des Buches, in denen die Weiterentwicklung, die Fernwirkung der Methode verfolgt wird: im Futurismus, bei den deutschen Expressionisten, in Russland, im Kreise der Dadaisten und Surrealisten bis hin zum Konstruktivismus. Für die Neuauflage von Herta Weschers Buch ist ein Ausblick auf die jüngste Entwicklung der Collage neu geschrieben worden. Der Kunstfreund sowohl wie der gestalterisch Tätige erhält durch dieses Werk eine Fülle von Informationen über eine Technik, deren Bedeutung nicht gering ist (*DuMont Dokumente*, Verlag DuMont Schauberg, Köln).